

höhung der Aktivitäten von Medien-Rezipierenden, wie der Vorwurf an die Cultural Studies häufig lautet, ebenso zu problematisieren. Dennoch ist es dieser Arbeit ein Anliegen, sich davon zu distanzieren, mögliche eigene Sorgen aus der »erwachsenen« WissenschaftlerInnen-Perspektive auf die Daten bzw. die jugendlichen Befragten zu übertragen. Teil dessen ist, während des Forschungsprozesses permanent die »eigene theoretische Standortgebundenheit als Forschende« (ebd.) zu reflektieren, aber sich darüber hinaus auch als Subjekt mit eigenem Wissenshorizont, wie Vorannahmen und Vorurteilen, im »Auge zu behalten«. Denn wie Flick (1991) betont: »Daß der Forscher als zentrales kommunikatives ›Erkenntnisinstrument‹ bei der qualitativen Forschung nicht als ›Neutrum‹ im Feld und im Kontakt mit den (zu befragenden oder zu beobachtenden etc.) Subjekten agieren kann, liegt auf der Hand.« (Ebd.: 154)

4.1 Qualitative Forschung

Als zentrale Merkmale qualitativer Forschungen nennt Lamnek (2010) Offenheit, Forschung als Kommunikation, Prozesscharakter, Reflexivität von Gegenstand und Analyse, Explikation und Flexibilität. Kühn/Koschel (2018) nennen als weiteren Aspekt Alltagsorientierung. Qualitative empirische Sozialforschung wird vor allem eingesetzt, wenn im Mittelpunkt das Beschreiben, Interpretieren und Verstehen von Zusammenhängen, die Aufstellung von Klassifikationen oder Typologien und die Generierung von Hypothesen (vgl. Brüsemeister 2008) steht, da qualitative Forschung darauf abzielt, »zu einem besseren Verständnis sozialer Wirklichkeit(en) bei[zu]tragen und auf Abläufe, Deutungsmuster und Strukturmerkmale aufmerksam [zu] machen« (Flick et al. 2005: 14). Qualitative Methoden werden daher oftmals in Abgrenzung zu quantitativen als verstehende Methoden bezeichnet. Die Herausforderung qualitativer Forschung, die gleichzeitig die besondere Stärke wie auch Schwierigkeit dieser Verfahren darstellt, beschreiben Flick et al. (2005) sehr treffend. Demnach nutzt qualitative Forschung »das Fremde oder von der Norm Abweichende und das Unerwartete als Erkenntnisquelle und Spiegel, der in seiner Reflexion das Unbekannte im Bekannten und Bekanntes im Unbekannten als Differenz wahrnehmbar macht und damit erweiterte Möglichkeiten von (Selbst-)Erkenntnis eröffnet.« (Ebd.: 14)

Qualitative Forschung ist i. d. R. dadurch markiert, dass sie empirisch mit einer kleineren Grundgesamtheit operiert. Weiteres wichtiges Charakteristikum ist der Forschungsprozess. So ist qualitativen Verfahren inhärent, dass meist nicht ein hypothesenprüfender Ablauf den Prozess bestimmt. Deduktion ist hier nicht das Vorgehen der Wahl (auch wenn es natürlich einen Teil des Forschungsprozesses ausmachen kann), sondern wie o. g. ein induktives, hypothesesgenerierendes: Qualitativ Forschende »ordnen die empirischen Elemente einer Klasse, einer Kategorie oder Theorie zu, wobei die Idee für diese Klassifizierung nicht am Beginn der Forschung stand, sondern erst durch Daten- oder Feldkontakt ermöglicht wurde« (Brüsemeister 2008: 26). Also stehen bei qualitativen Forschungen i. d. R. zu Beginn »generative Fragen« (vgl. Flick 1999), die im Forschungs- und Erkenntnisprozess Fixstern sind, um aus den gesammelten empirischen Daten sukzessive zu abstrahieren, bis sich Theorien ableiten und entwickeln lassen. Dennoch sind natürlich theoretische Verortungen als Zugänge für die Frage-

stellungen, aber auch zu den Daten notwendig, die sich abbilden im konkreten Forschungsdesign (vgl. Brosius et al. 2012). Soziale Wirklichkeit ließe sich ansonsten nicht reduzieren in ihrer Komplexität und wissenschaftlich bearbeitbar machen: Bestimmte Momente müssen theoretisch fundiert fokussiert werden, bestimmte Vorannahmen müssen vorausgesetzt werden, um die Forschungsfragen nicht beliebig oder vage werden zu lassen. Darüber hinaus nimmt natürlich ebenso die ForscherInnen-Perspektive in Form von eigenem und kollektiv verankertem Vor-, Fach- und Alltagswissen bewusst oder unbewusst, reflektiert oder unreflektiert, theoretisch oder a-theoretisch, implizit und explizit Eingang in den Forschungsprozess (vgl. Aust/Völcker 2018). Einen Umgang damit stellt in der qualitativen Forschung der Weg dar, Theorien zur »Sensibilisierung der Aufmerksamkeit« (Brüsemeister 2008: 25) zu benutzen (und sich darin als Forschende auch selbst zu reflektieren), statt diese dazu zu verwenden, die empirischen Daten »als Belege für das anzusehen, was man schon weiß.« (Ebd.) Dies geht zurück auf Blumers (1954) inzwischen mehr als 60 Jahre alten Ansatz, der Offenheit als Konstituens und Potenzial qualitativer Sozialforschung herausarbeitet anhand der *sensitizing concepts*. Hier wird sichtbar, wie bedeutend es für empirische Beforschung sozialer Realität ist, sensibilisiert zu sein dafür, die beforschten Subjekte und sozialen Phänomene angemessen ernst zu nehmen, im Sinne von: diese für sich selbst »sprechen« lassen, um ihnen gerecht werden zu können.

Aus dem beschriebenen »Selbstverständnis« qualitativer Verfahren speist sich gleichzeitig die Kritik an diesen (vgl. Kapitel 4.2). Unwissenschaftlichkeit, Subjektivität, Vagheit, Willkürlichkeit, Selbstzweck oder gar Dilettantismus sind nur einige der Schlagworte, die immer wieder problematisiert werden (vgl. bspw. Oswald 1997, Wellenreuther 2000, Reichertz 2000). Natürlich dürfen qualitative Verfahren kein Selbstzweck zur bloßen Abbildung von Lebenswirklichkeiten sein, auch diese müssen in regelgeleiteter Form eingesetzt werden (vgl. Kleining 1995) und mit dem Anspruch, »Zusammenhänge und Erklärungen zutage zu fördern, die verallgemeinerbar sind« (Brosius et al. 2012: 4). Dies steht in engem Zusammenhang mit der Bedeutung von Güte- und Qualitätskriterien für qualitative Forschung im Allgemeinen und mit der Frage, welche angemessen sind im Speziellen. Einige Forschende schlagen vor, sich auf die (Haupt-)Gütekriterien quantitativer Methoden zu berufen und Objektivität, Reliabilität (Zuverlässigkeit), Validität (Gültigkeit) als zentralen Maßstab anzulegen. Aufgrund der beschriebenen Besonderheiten qualitativer Methoden sollte jedoch deutlich geworden sein, dass dieses Vorgehen nicht uneingeschränkt anwendbar zur Beurteilung der Güte qualitativer Forschungen scheint. Alternativ gilt es, diese Güte- und Qualitätskriterien anzupassen, eigenständige zu entwickeln oder aber eine Kombination aus beidem zu wählen. Exemplarisch für einen aktuellen und differenzierten Ansatz, dieser Frage zu begegnen, sollen Strübing et al. (2018) angeführt werden, die für die Entwicklung originärer Gütekriterien plädieren. Originär bedeutet für die AutorInnen die An- und Herausforderung, dass diese Gütekriterien sich »aus den Grundhaltungen und Maximen qualitativer Forschung herleiten lassen und dabei mehr sind als Gelingensbedingungen einzelner Ansätze« (ebd.: 84f.). Strübing et al. machen dabei auf eine wichtige Differenz aufmerksam, indem sie eine Abgrenzung vornehmen zwischen Gütekriterien, Leistungsmerkmalen und qualitätssichernden Maßnahmen. Leistungsmerkmale stellen demnach »das Anspruchsprofil und die

Zielperspektiven« qualitativer Forschung dar, bspw. Offenheit oder Reflexivität. Dass diese sich erreichen lassen, dafür sorgen qualitätssichernden Maßnahmen »auf der Ebene verfahrensspezifischer Praktiken«. Gütekriterien dagegen »spezifizieren die in den Leistungsmerkmalen enthaltenen Versprechen und Ziele und benennen diejenigen Eigenschaften von Verfahren und Ergebnissen, an denen sich erkennen lässt, inwieweit dies einer Studie gelungen ist.« (Ebd.: 85) Die AutorInnen schlagen fünf Gütekriterien als Maßstab für gelungene qualitative Forschungen vor, denen sich auch diese Arbeit verpflichtet fühlt: Gegenstandsangemessenheit, empirische Sättigung, theoretische Durchdringung, textuelle Performanz, Originalität (ebd.). Gegenstandsbezogenheit/-angemessenheit gilt vielen AutorInnen als zentrales Kriterium qualitativer Verfahren (vgl. u. a. Flick 1999, Brüsemeister 2008). Darunter ist ein Sich-Einlassen auf den Forschungsgegenstand zu verstehen, das »das empirische Feld ernst nimmt und Methoden, Fragestellungen und Datentypen einer fortlaufenden Justierungsanforderung unterwirft« (Strübing et al. 2018: 83). Die Kriterien empirische Sättigung und theoretische Durchdringung verweisen auf das in der Methodologie immer wieder diskutierte Spannungsfeld zwischen Empirie und Theorie (vgl. Aust/Völcker 2018). Einen angemessenen Weg beschreiben Strübing et al. in der wechselseitigen Bezuglichkeit beider Aspekte: Empirische Sättigung meint hinreichend reichhaltige Daten, die in einem umfassenden Empiriebezug verankert sind. Die theoretische Durchdringung ist die notwendige Ergänzung zu Letzterem. Damit verweisen die AutorInnen darauf, dass Forschung »ebenso auf Theorie angewiesen ist wie sie auf Theorie(-fortschritt) zielt« (ebd.: 91). Auch das Gütekriterium der Originalität ist ein bedeutendes, bezieht es sich doch auf den Zugewinn an Erkenntnissen, den Forschung leisten soll. Denn einerseits entwickeln diese Erkenntnisse möglichst auch in Bezug auf konkrete gesellschaftlich Praxis eine Relevanz. Andererseits betont das Kriterium der Originalität, dass Forschung wiederum für Anschlussforschung fruchtbar gemacht werden kann. Als ein bemerkenswertes – da ungewöhnliches, aber sehr fruchtbare – Kriterium erweist sich das der textuellen Performanz. Mit Strübing et al. (2018) impliziert dies für die Forschenden, »ihre Studien auch ›mit den Augen‹ derer zu betrachten, die sie erreichen wollen« (ebd.: 93), was die AutorInnen wiederum überführen in den Anspruch einer intersubjektiven Nachvollziehbarkeit einer Studie: »Die Relevanz der Forschungsergebnisse konstituiert sich auch durch den reflexiven Umgang des Autors mit seiner Rolle. Dies verlangt eine (1) hermeneutische Übersetzungsleistung und (2) eine rhetorische Überzeugungsleistung.« (Ebd.) An diesen Aspekt ließe sich eine generelle Problematisierung von Forschung (ob quantitativ oder qualitativ) anschließen, nämlich dass diese bspw. durch »Wissenschaftssprech« ausschließlich funktioniert und darüber – polemisch formuliert – einen quasi selbstreferenziellen Diskurs in einem bestimmten, elitären Kontext/Milieu produziert. Durch textuelle Performanz im Sinne von Verständlichkeit und Zugänglichkeit ließe sich daher ebenso steuern, inwieweit Wissen(-schaft) nicht nur das Privileg einer Bildungselite ist und bleibt, sondern auch »Laien« zugänglich wird.